Römische Jahre

Erinnerungen an die Studienzeit im Priesterkolleg am Campo Santo Teutonico

Von ERNST DASSMANN

I.

Nicht ohne Zögern komme ich der Bitte des hochgeschätzten Rektors des Collegio Teutonico am Campo Santo Erwin Gatz nach, über die Bedeutung der Römischen Görres-Gesellschaft und des Priesterkollegs am Friedhof der Deutschen im Vatikan für meinen wissenschaftlichen Werdegang zu berichten. Bei meinen Studien über Ambrosius von Mailand¹ hat mich zutiefst beeindruckt, wie dieser bedeutende Kirchenvater bei der Überarbeitung seiner Briefe und Traktate nahezu alle Bemerkungen ausgetilgt hat, die Aufschluß über persönliche Befindlichkeiten und biographische Details geben könnten. Die Sache war ihm wichtiger als die Person. Andere Kirchenväter waren weniger zurückhaltend. Hieronymus oder Gregor der Große haben aus ihren Alltagsproblemen keinen Hehl gemacht, und Augustinus hat uns mit seinen *Confessiones* einen tiefen Einblick in seinen äußeren Werdegang und seine seelischen Wachstumskonflikte gewährt. Allerdings nicht ohne Bedenken. Es könne nicht seine Aufgabe sein, die Neugier von Menschen zu befriedigen, die begierig danach sind, das Leben anderer Leute kennenzulernen, aber unlustig, das eigene zu bessern², gibt er sich selbst zu bedenken. Trotzdem sind wir ihm dankbar dafür, daß er seine Skrupel überwunden und nicht nur seine Bekenntnisse geschrieben, sondern auch den Diakon Paulinus beauftragt hat, eine *Vita* des heiligen Ambrosius zu verfassen. Denn trotz ihres hagiographischen Zierats enthält sie wichtige biographische Nachrichten über den Mailänder Bischof, die seine historische Einordnung und Beurteilung erheblich erleichtern.

Man kann über Wert und Nutzen autobiographischer Enthüllungen durchaus verschiedener Meinung sein – wie die beiden Großen der Kirchengeschichte beweisen. Man kann bei den Autobiographien zahlreicher selbsternannter Größen aus Film, Sport, Politik und Kirche ebenfalls der Auffassung sein, sie hätten besser geschwiegen. Umgekehrt sind mir Tagebücher und autobiographische Darstellungen von unbekanntem und in jeder Hinsicht nicht prominenten Leuten bekannt, die als hervorragende Zeitzeugen gelten können und deren Niederschriften es verdienen, in Erinnerung bewahrt zu werden. Für den Historiker besäßen sie den Vorzug, arglos-absichtslos zu sein und kein anderes Ziel zu verfolgen, als sich selbst – und vielleicht noch einigen engen Familienmitgliedern – Rechenschaft über die erlebte Vergangenheit zu geben. Sobald eine Veröffentlichung ansteht, schleicht sich leicht das Bemühen ein, das Erlebte nicht nur

¹ Vgl. E. DASSMANN, *Ambrosius von Mailand* (Stuttgart 2004) 143; 256 f.

² Aug. conf. 10,3,3.

darzustellen, sondern eine Bewertung mitzuliefern, die man den Ereignissen geben möchte. Autobiographie bleibt nur selten frei von Hagiographie.

Das mag manchen bedeutenden Wissenschaftler davon abgehalten haben, seine eigenen Memoiren zu veröffentlichen. Als Beispiel steht mir Theodor Klauser vor Augen³. Seine Neigung zum literarischen Genus Biographie ist unverkennbar. Eine umfassende, Person und Werk seines Lehrers Franz Joseph Dölger in erschöpfender Weise beschreibende Würdigung zu verfassen⁴, scheint ihm ein Herzensanliegen gewesen zu sein. Doch bevor er sich ans Werk machte, schrieb er gleichsam als Fingerübung eine kritische Studie über den Mitherausgeber und maßgeblichen Verfasser des berühmten *DACL*, Henri Leclercq⁵. Als Grund gibt Klauser an, daß wegen des Vorwurfs, Dölger habe sich allzu vertrauensselig auf Beiträge Leclercqs gestützt, der Versuch, „Dölgers Leben und Werk allseitig und objektiv zu würdigen, nur dann gelingen konnte, wenn gleichzeitig auch das schon verblaßte Bild Leclercqs deutlichere Konturen erhielt“⁶. Es entstand eine biographische Studie⁷, die der Arbeit über Dölger⁸ hinsichtlich Sorgfalt und Umfang ebenbürtig ist und neben mehreren anderen z. T. ausführlichen Nachrufen vor allem in seinen späten Jahren Klausers Interesse an wissenschaftlichen Lebensläufen verrät.

Zu einer Autobiographie hat er sich dagegen nicht aufraffen können; in seinem Nachlaß fanden sich nur ein paar Seiten unzusammenhängender „Skizzen“, die er auf Bitten von Kollegen erst kurz vor seinem 90. Geburtstag verfaßt hat⁹. Über die Gründe für diese Zurückhaltung kann man nur spekulieren. Ohne Zweifel läßt sich das Leben anderer leichter wissenschaftlich kritisch und objektiv beschreiben als das eigene. Ich habe mich seinerzeit bemüht, aus den im F. J. Dölger-Institut aufbewahrten Materialien die wichtigsten Daten über Leben und Wirken Klausers, des Gründers des Instituts und meines Vorgängers als Institutsdirektor, zusammenzustellen, denn der Wert biographischer Nachrichten über bedeutende Gelehrte unserer Zeit ist neben der Edition von Briefwechseln als Grundlage für die wissenschaftsgeschichtliche Forschung unbestritten.

Ich bitte um Verständnis für diese Vorbemerkungen, die mir durch den Kopf gegangen sind, als ich begann, die folgenden Erinnerungen niederzuschreiben. Sie sollen mein anfangs genanntes Zögern verständlich machen – was nicht aus-

³ Eintritt ins Priesterkolleg des Campo Santo Teutonico Herbst 1925; Rektor der Universität Bonn 1948–50; vgl. E. DASSMANN, Theodor Klauser 1894–1984, in: *JAC* 27/28 (1984–1985) 5–23.

⁴ Mitglied des Priesterkollegs am Campo Santo Teutonico von 1908–1912; Professor in Münster 1912–1927, in Breslau 1927–1929, in Bonn 1929–1940.

⁵ F. CABROL – H. LECLERCQ, *Dictionnaire d'archéologie chrétienne et de liturgie* 1,1 – 14,1 (Paris 1903–1939).

⁶ Vgl. u. Anm. 7, S. 3.

⁷ TH. KLAUSER, *Henri Leclercq 1869 – 1945. Vom Autodidakten zum Kompilator großen Stils* (= *JAC* Erg.- Bd. 5) (Münster 1977).

⁸ TH. KLAUSER, *Franz Joseph Dölger 1879 – 1940. Sein Leben und sein Forschungsprogramm „Antike und Christentum“* (= *JAC* Erg.- Bd. 7) (Münster 1980).

⁹ DASSMANN (Anm. 3) 5.

schließt, daß ich mich freuen würde, wenn ich die eine oder andere Information über das Collegio Teutonico am Campo Santo im Vatikan beisteuern könnte.

II.

Ich war über dreißig Jahre alt, als ich nach fünf glücklichen Jahren als Kaplan in Mettingen (Westfalen) und als Religionslehrer am Bischöflichen Gymnasium Johanneum in Ostbevern von meinem Bischof, Dr. Michael Keller¹⁰, 1961 zu Weiterstudium und Promotion freigestellt wurde. Ich hatte diese Freistellung weder erhofft noch erwartet und fand mich nach bewegten Jahren seelsorglicher Praxis im Bistum Münster hinter Mignebänden und wissenschaftlichen Traktaten am Schreibtisch hockend wieder. Meine Begeisterung hielt sich in Grenzen und ich nahm mir vor, höchstens zwei der Lebensjahre, die altersmäßig der Zeit des öffentlichen Lebens Jesu entsprachen, der theologischen Wissenschaft zu widmen und dem Auftrag meines Bischofs zu entsprechen. Innerhalb dieser Frist reichte ich meine Dissertation ein, die von der Katholisch Theologischen Fakultät der Universität Münster angenommen wurde¹¹. Zur Vorbereitung auf die Rigorosa, die damals noch acht einstündige mündliche Prüfungen in den klassischen theologischen Fächern umfaßten, habe ich mir fast ein Jahr – von Oktober 1963 bis Juli 1964 – Zeit genommen, um die theologischen Innovationen, die sich in den Jahren vor dem 2. Vatikanischen Konzil abzeichneten, zur Kenntnis zu nehmen und die z. T. gravierenden Defizite in der vorhergegangenen Ausbildung – vor allem in der Exegese – aufzuarbeiten. Ich habe in dieser Zeit u. a. die Vorlesungen von Prof. Josef Ratzinger gehört und auch bei ihm das Rigorosum in Dogmatik abgelegt.

Über meinen weiteren Berufsweg nach der Promotion bin ich nur brieflich informiert worden. Ich hatte meinem Bischof – zu dem nach dem Tod von Michael Keller inzwischen der Münsteraner Professor und nachmalige Erzbischof von Köln Joseph Kardinal Höffner ernannt worden war – den Abschluß meiner Promotion schriftlich mitgeteilt und um Weisung für meine zukünftige Verwendung gebeten. Der Bischof teilte mir mit Schreiben vom 23. Juli 1964 mit: „Es scheint mir für Sie das Richtige zu sein, daß Sie sich auf den Weg zur Habilitation machen. Ich wünsche Ihnen dazu den Segen des Herrn“. Ich war ziemlich verduzt; an eine wissenschaftliche Laufbahn hatte ich nie gedacht. Anders als bei der Freistellung zur Promotion, bei der meine Bedenken ziemlich schroff zurückgewiesen worden waren, hätte ich den Auftrag zur Vorbereitung einer Habilitation gewiß ablehnen können. Da ich aber – nach vorsichtigen Erkundigungen – nicht damit rechnen konnte, in die Pfarrseelsorge zurück-

¹⁰ Vgl. GATZ B 1945, 408–11.

¹¹ E. DASSMANN, Die Frömmigkeit des Kirchenvaters Ambrosius von Mailand (= Münsterische Beiträge zur Theologie 29) (Münster 1965); italienische Übersetzung: *La sobria ebbrezza dello spirito* (Sacro Monte Varese 1975).

zukehren, sondern in der Diözesanverwaltung oder in der Konviktsarbeit eingesetzt worden wäre, habe ich der Fortsetzung des Studiums zugestimmt.

So kam ich nach Rom. Denn nach der konzentriert und nur auf das Ziel ausgerichteten Promotionsvorbereitung schien es mir angebracht, im Hinblick auf die zukünftige akademische Lehrtätigkeit das Blickfeld zu erweitern und über den engen Tellerrand der münsterischen Kirche und Theologischen Fakultät hinauszuschauen. Die Voraussetzungen dazu waren ideal. Vorgaben seitens der bischöflichen Behörde gab es nicht. Ein Habilitationsstipendium – für das ich der Deutschen Forschungsgemeinschaft und letztlich meinem Vaterland zutiefst dankbar bin – verschaffte mir finanzielle Unabhängigkeit. Ich konnte einen VW-Käfer anschaffen, der mir für sage und schreibe 2400 DM (ungefähr 1200 Euro) – ich habe die Rechnung aufbewahrt – frei Haus auf den Hof des Borromäums in Münster geliefert wurde. Schwierigkeiten machte das Generalvikariat, das entsprechend einer Verordnung der nicht lange zuvor zu Ende gegangenen Diözesansynode zur Erteilung einer Genehmigung eine Begründung verlangte, wozu Anschaffung und Verwendung eines Kraftfahrzeugs dienen sollten. Um nicht antworten zu müssen: Zum Fahren! habe ich keine Antwort gegeben und bin mit einem nichtgenehmigten Auto am 14. Oktober 1964 nach Rom aufgebrochen. Bischof Höffner, den ich in Rom während der Konzils-sessions verschiedentlich mit meinem Käfer kutschieren durfte, habe ich die Illegitimität des Fahrzeugs gebeichtet und *sanatio in radice* erlangt.

Der Beginn in Rom war mühsam. Da der Neubau des Priesterkollegs am Campo Santo noch nicht bezogen werden konnte und alle verfügbaren Räume des Altbaus mit Konzilsteilnehmern belegt waren, mußte ich zunächst in einem Archivraum des Altbaus hausen, der unbeheizbar war und neben Bücherregalen, Karteikästen und Fotoarchivalien kaum Platz für eine Pritsche und einen Tisch ließ. Noch belastender war die Studiensituation. Mein Lehrer, Prof. Bernhard Kötting¹², hatte mir geraten, ein Thema aus der Christlichen Archäologie zu bearbeiten. Aber welches?

Vom Pontificio Istituto di Archeologia Cristiana war wenig Hilfe zu erwarten. Das Professorenkollegium war stark überaltert; Vorlesungen fanden nur unregelmäßig statt; Jahrgänge der *Rivista di Archeologia Cristiana* erschienen keine¹³; von 1964 bis 1966 es gab lediglich eine Handvoll Hörer, darunter nur einen ernsthaften, Victor Saxer¹⁴, der das Institut später zu neuer Blüte führen sollte. Exkursionen und Besichtigungen der Monumente gab es kaum. Wollte man in die Katakomben, empfahl es sich, dem römischen Verein der *Cultores Martyrum* beizutreten. Die Mitglieder veranstalteten regelmäßig Andachten in verschiedenen kleineren Katakomben. Wenn man sich vorher an Hand von Plä-

¹² Vgl. E. DASSMANN, Kötting, in: LThK 6 (1997) 407; über seinen Aufenthalt im Collegio Teutonico berichtet Kötting selbst in: RQ 82 (1987) 44–59.

¹³ Jahrgang 40 (1964) erschien erst 1966, Jahrgang 41 (1965), der nur einen Index der Bände 1924 – 1964 enthielt, 1968, Jahrgang 42 (1966) ebenfalls 1968.

¹⁴ Vgl. St. HEID, Monsignore Professor Victor Saxer + in: RivAC 80 (2004) 5–10.

nen über die Topographie unterrichtet hatte, konnte man während des Rosenkranzgebetes leicht einige Gänge und benachbarte *Cubicula* besichtigen. Ich erinnere mich noch an den Schrecken, als ich bei einer Andacht in der Hermes-Katakombe die Malereien der Decke im Gang B, die ich aus der Abbildung von Wilpert kannte¹⁵, zersplittert auf dem Boden liegen sah.

Auch im Kolleg gab es keine direkten Ansprechpartner für Fragen aus dem Gebiet der Christlichen Archäologie. Rektor Gugumus und die Mitstudenten waren samt und sonders Mittelalterspezialisten. Von unschätzbarem Wert war der Direktor des im Priesterkolleg beheimateten Görres-Instituts, Prälat Dr. Ludwig Völkl¹⁶. Seine Exkursionen und Führungen in Rom und Umgebung haben mir den Zugang zu zahlreichen Monumenten geöffnet, die sonst verschlossen geblieben wären. Unvergeßlich ist mir der Besuch der unterirdischen, mit Stuckverzierungen ausgestatteten Basilika bei der Porta Maggiore unweit der Stazione Termini¹⁷. Völks Erklärungen und Interpretationen dagegen waren für einen Anfänger nicht ungefährlich, weil sie zwar faszinierend, aber – gelinde gesagt – nicht selten mehr als gewagt waren.

Wertvoll waren auch Führungen, die vom Deutschen Archäologischen Institut organisiert wurden, auch wenn sie sich in der Regel auf profane Denkmäler beschränkten. Hier erinnere ich mich besonders gut an eine Führung mit Prof. Reimann über das Forum Romanum im Frühjahr 1965. Bei Beginn der Führung, die sich ausschließlich auf die Decennaliensäule Diokletians mit der Darstellung der *smovetaurilia* beschränkte, waren wir etwa fünfundzwanzig Teilnehmer. Nach einer Stunde Erklärungen war die Zahl auf ungefähr zwölf zurückgegangen. Unermüdlich umkreiste der Professor das Monument. Nach einer weiteren Stunde waren noch sechs Interessenten übrig geblieben. Die Sonne stieg höher und es wurde wärmer. Als der Professor um die Mittagszeit die letzten drei Unermüdlichen verabschiedete, meinte er, es sei schade, daß die Zeit nie ausreiche, sich ein Monument einmal gründlich anzuschauen. Trotz dieses Bedauerns: Ich habe an dem Vormittag viel gelernt und verstanden.

Förderlich für die eigene Arbeit im engeren Sinn waren vor allem die Gespräche mit Prof. Dr. Engelbert Kirschbaum S.J.¹⁸, der abgeschnitten vom Päpstlichen Archäologischen Institut und den Forschungen unter St. Peter in der Gregoriana wohnte. Ihm konnte ich meine Überlegungen hinsichtlich eines Habilitationsthemas vortragen, die er in keiner Weise zu beeinflussen suchte und durch viele Anregungen und Einwände befruchtete. Ich bin froh, daß ich später nach seinem Tod seine „Gräber der Apostelfürsten“ neu herausgeben und

¹⁵ J. WILPERT, Die Malereien der Katakomben Roms (Freiburg 1903) Taf. 114.

¹⁶ Von 1960 – 1971 Institutsdirektor; vgl. E. GATZ, Das Römische Institut der Görres-Gesellschaft 1888 – 1988 in: RQ 83 (1988) 19.

¹⁷ Zur unterirdischen Basilika bei der Porta Maggiore vgl. F. COARELLI, Rom. Ein archäologischer Führer (Freiburg u. a. 1975) 214–7.

¹⁸ Engelbert Kirschbaum 1902 – 1970; vgl. E. DASSMANN, Kirschbaum, in: LThK 6 (3/1997) 105.

in einem Ergänzungskapitel seine Forschungen zum Petrusgrab gegen unge-rechtfertigte Angriffe in Schutz nehmen konnte¹⁹.

Schon bald zeichnete sich ab, daß unter den gegebenen Voraussetzungen für eine Habilitationsarbeit nur ein ikonographisches Thema in Frage kommen würde, das mit Hilfe der frühchristlichen Literatur untersucht werden sollte. Schon bald fesselte mich die Frage, ob die generalisierende Interpretation vieler sepulkraler Bildmotive als „Rettungsbilder“ nicht präzisiert werden könnte und sich die Bildaussagen nicht konkreter mit frühchristlichen Glaubenserwartungen verknüpfen ließen. Entgegen stand einem solchen Versuch das Verdikt der maßgeblichen Vertreter der Bonner christlich-archäologischen Dölgerschule, welche die frühchristliche Kunst allein aus ihren ikonographischen Voraussetzungen erklären wollte und eine Bilderklärung mit Hilfe patristischer Texte als Todsünde betrachtete. Da die Kirchenväter keine ernsthafte Exegese betrieben und nur das „Kaleidoskop der Bilderdeutung“ geschüttelt hätten²⁰, erschien ihnen eine Zusammenführung von Bildern und Texten als krasser hermeneutischer Irrweg²¹. Ich bin noch heute Engelbert Kirschbaum und meinem aus der Bonner Schule stammenden Lehrer Kötting dankbar, daß sie mich von meiner Spur nicht abgebracht haben.

Doch abgesehen von diesen anfänglichen äußeren und inneren Schwierigkeiten war die römische Zeit für einen kaum aus seiner Heimat hinausgekommenen Münsterländer Priester natürlich ein Erlebnis, von dessen Intensität sich ein heutiger weitgereister Zeitgenosse keine Vorstellung machen kann. Als ich am 15. Oktober 1964 mit meinem gerade erstandenen VW-Käfer die Alpen überquerte, waren meine kirchlichen Erfahrungen gering und beschränkten sich auf die vorkonziliaren Erlebnisse eines Kaplans, der über die Grenzen des eigenen Bistums kaum hinausgeschaut hatte. Peterskirche und Petersplatz besaßen andere Ausmaße als alle Kirchen und Kirchplätze, die ich bisher kennengelernt hatte. Das betraf zwar zunächst nur äußerliche Unterschiede, die aber doch dafür sensibilisierten, die weltweite politische und spirituelle Dimension der Römischen Kirche zu erahnen. Hinzu kam, daß im September 1964 die 3. Sitzungsperiode des 2. Vatikanischen Konzils begonnen hatte²², die von den Bewohnern im Priesterkolleg des Campo Santo hautnah miterlebt werden konnte. Die *Roma aeterna*, das *Imperium Romanum* und die *Ecclesia Catholica* als Weltkirche wurden in einer bisher nie erlebten Weise anschaulich.

Neben Rom und seiner Umgebung mit ihrem unerschöpflichen Schatz an Sehenswürdigkeiten, die jederzeit besucht werden konnten, waren es die zahlreichen persönlichen Begegnungen, die den Aufenthalt im Campo Santo so

¹⁹ E. KIRSCHBAUM, Die Gräber der Apostelfürsten St. Peter und St. Paul in Rom. Mit einem Nachtragskapitel hg. von E. DASSMANN (Frankfurt 3 1974) 223–48; 282–6.

²⁰ A. STUIBER, *Refrigerium interim* (= Theophaneia 11) (Bonn 1957) 12 Anm. 2.

²¹ Ich habe mich mit diesem Vorwurf ausführlich auseinandergesetzt in E. DASSMANN, Sündenvergebung durch Taufe, Buße und Martyrerfürbitte in den Zeugnissen frühchristlicher Frömmigkeit und Kunst (= Münsterische Beiträge zur Theologie 36) (Münster 1973) 54–63.

²² 3. Sitzungsperiode vom 14. 9 – 21. 11. 1964; 4. Sitzungsperiode vom 14. 9. bis zum feierlichen Abschluß des Konzils am 8. 12. 1965.

wertvoll machten. Im Kolleg selbst bereicherte das tägliche Gespräch mit den priesterlichen Mitbrüdern den eigenen Erfahrungsschatz. Sie kamen aus verschiedenen deutschen und anderen Diözesen, besaßen durchweg bereits mehrjährige pastorale Praxis in der Heimat, und waren jetzt intensiv mit der Vorbereitung ihrer Dissertation oder Habilitation beschäftigt. Was der einzelne bei seinen Recherchen den Tag über gefunden hatte, Probleme, Fragestellungen und mögliche Antworten, alles wurde bei und nach den Mahlzeiten diskutiert. Der Blick wurde vom eigenen Fachgebiet auf die aktuellen theologischen Diskussionspunkte, besonders in der historischen Theologie, gelenkt. Bei Exkursionen in Roma e dintorni war ich immer wieder fasziniert von der Fülle an Informationen, die zusammenkam, wenn jeder aus seinem Forschungsgebiet und der Vertrautheit mit einer bestimmten kirchengeschichtlichen Periode zu erzählen begann.

Hinzu kamen die vielen Besucher, die für kürzere oder längere Zeit im Kolleg Aufnahme fanden, darunter berühmte Namen, die man von ihren Büchern her bestens kannte und die man jetzt persönlich kennenlernen und mit denen man in kollegialer Weise diskutieren konnte. Während der Sitzungsperioden des Konzils wohnten mehrere Bischöfe und einige Konzilstheologen im Collegio Teutonico. Sie brachten nicht nur den neuesten Stand der Debatten, sondern auch die atmosphärischen Schwingungen mit ins Haus, welche die Diskussionen und Abstimmungen innerhalb und außerhalb der Konzilsaula begleiteten. Über die vielfältigen römischen Eindrücke und einige Erlebnisse, die mir nach 40 Jahren lebhaft vor Augen stehen, möchte ich einige Erinnerungen mitteilen. Daß sie subjektiv sind und gesamtkirchlich betrachtet eher Nebensächliches berühren, sei gern zugegeben. Aber eine allseits zutreffende Darstellung der Geschichte des Campo Santo zur Zeit des Konzils und der Bedeutung des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft in diesen Jahren wird man von diesem Bericht ja auch nicht erwarten.

III.

Es gibt hervorragende Romführer und geistreich-poetische Huldigungen an die Ewige Stadt, die bei jedem Leser auf Antrieb Rombegeisterung wecken können. Kommt man dagegen nicht nur als Tourist für ein paar Tage, sondern zu einem länger währenden Aufenthalt in die Stadt, braucht man einige Zeit, um sie lieb zu gewinnen. Jedenfalls ist es mir so ergangen. Zuerst fand ich Rom – an großstädtisches Leben nicht gewöhnt – groß, laut und ermüdend, vor allem wegen des chaotischen Verkehrs. Es brauchte viel Zeit und Geduld, um irgendwo hin zu kommen. In den sechziger Jahren gab es noch keine U-Bahn. Die für mich wichtige Hauptverkehrsader von St. Peter über den Corso Vittorio Emanuele und die Via Nazionale zur Stazione Termini – mein „Schulweg“ zum Päpstlich-Archäologischen-Institut bei S. Maria Maggiore in der Via Napoleone III – war noch völlig dereguliert; jeder durfte rechts und links abbiegen – wenn er gekonnt und nicht an jeder Kreuzung jeder jeden blockiert und den ganzen

Verkehr lahmgelegt hätte. Das Nadelöhr bei Il Gesu litt unter Dauerinfarkt. Ich bin oft auf halbem Wege aus der 64 ausgestiegen, um zu Fuß das Kolleg pünktlich zu den Mahlzeiten zu erreichen. Die Fahrt, die in verkehrsarmen Zeiten gut eine Viertelstunde erforderte, dauerte tagsüber mehr als eine Stunde. Die Zeit zu nutzen und im überfüllten Bus Kirchenväter zu lesen, erforderte viel Konzentrationskraft. Günstig erwies sich das Busfahren allein für das Italienischlernen. Vokabeln, die ich nach neun Jahren literarisch ausgerichtetem Englischunterricht auf der Schule immer noch nicht kannte, lernte ich in Rom auf Anhieb. Was Mittelstürmer heißt oder Linksaußen, wußte ich nach wenigen Tagen.

Rom hat sich mir durch viele Fußmärsche allein oder mit Freunden erschlossen. Nur langsam entwickelte sich ein Gespür für die sieben Hügel der Stadt und ihre städtebaulichen und stadthistorischen Besonderheiten, für das Wachsen des Forums und der Kaiserforen, die Bedeutung des Campidoglio als Angelpunkt der Stadtentwicklung, um den Michelangelo den Schwerpunkt der Stadt gedreht und den Blick von Amphitheater, Maxentiusbasilika und kaiserlichen Triumphbögen weg über die jetzt dicht besiedelte päpstliche Altstadt auf die Basilika von St. Peter gelenkt hatte, deren Kuppel heute von vielen Stellen sichtbar am Horizont schwebt. Man kann das alles präzise und kompetent beschrieben in vielen Büchern nachlesen²³, doch erst wenn man Roms Geschichte durch Straßen und über Plätze, an Mauerringen entlang und Brücken überquerend abgesprochen ist, wird die Stadt zu einem Teil des eigenen Lebens. Daß ich mich durch die Jahre in Rom – wie durch ausgedehnte Aufenthalte auch in Jerusalem und Konstantinopel – dort zuhause fühle und mich in Trastevere besser auskenne als in Bonn-Beuel, betrachte ich als kostbares Geschenk für einen Kirchenhistoriker und Christlichen Archäologen, das auch (hoffentlich) meinen Hörerinnen und Hörern in Vorlesungen und Übungen zugute gekommen ist.

In Rom kann man lernen, den Wert historischer Nachrichten zu beurteilen. Häufig erfährt man z. B. die Zuverlässigkeit von Orten und die Unzuverlässigkeit von Namen. Daß in S. Pietro in Vincoli die byzantinische Kaiserin Eudoxia die Ketten, mit denen Petrus in Jerusalem und im Mamertinischen Kerker gefesselt war, aneinandergehalten hat und die beiden Kettenenden verschmolzen, ist eine anrührende Legende; daß sich unter der Kirche Ruinen eines großzügigen Hauses aus republikanischer Zeit befinden, das dem Stadtpräfekten gehört haben könnte, in dessen Namen in der nahen Präfektur Strafverfahren gegen Ausländer abgewickelt wurden, dagegen ein bemerkenswertes Zusammentreffen. Diese Behörde wäre für Petrus zuständig gewesen, sollte er in Rom vor Gericht gestanden haben²⁴. Die Erinnerung an Orte hält sich mit großer Sicherheit – wie die Überlieferung vom Petrusgrab *in Vaticano ad circum* beweist, welche die Inschrift am Giebel des Mausoleums des Popilius Heracla unter St. Peter bestätigt²⁵. Kein Verlaß ist dagegen häufig auf die Richtigkeit von Namen, verwandtschaftlichen Verbindungen, Herkunft und gesellschaftlicher Stellung von Per-

²³ Vgl. E. GATZ, *Roma Christiana* (Regensburg 1998) 37–79.

²⁴ *Roma Sacra* 11,31 (2005) 35.

²⁵ KIRSCHBAUM (Anm. 19) 18 f. u. Taf. 2.

sonen, die mit bestimmten Orten verbunden werden. Die Hauskirche des *titulus Caecilii* in Trastevere gehört in eine, die kirchenmusikalisch bedeutsame heilige Cäcilia in eine andere Kategorie historischer Glaubwürdigkeit, die heilige Pudenziana und der *titulus Pudentis* sind sorgfältig zu unterscheiden²⁶. Natürlich kann man das alles auch in den Handbüchern der historischen Hilfswissenschaften oder bei den Bollandisten nachlesen, aber in Rom erlebt man es auf Schritt und Tritt.

Rom kann einem wie eine Riesenmuschel aus Steinen und Beton erscheinen, in der man die Denkmäler und Kunstschatze wie kostbare Perlen suchen muß. Steigt man in der Ecke Via Latina und Via Dino Compagni durch einen unscheinbaren Deckel auf dem Bürgersteig in die Tiefe, kommt man in eine erst 1955 entdeckte, voll ausgemalte Katakombe²⁷. Der Weg aus der lärmigen Gegenwart in die Abgeschiedenheit einer spätantiken Begräbnisstätte braucht nicht mehr als eine Minute. Nicht selten fördern Fundamentaushebungen für neue Wohnblocks antike Monumente zutage.

Unvergesslich sind mir manche Erstbegegnungen mit geschichtsträchtigen Orten und Denkmälern geblieben; zu ihnen gehörte nicht zuletzt der Besuch der Ausgrabungen unter St. Peter im Januar 1965. Zum ersten Mal das *tropaion* zu sehen und an der Stelle zu stehen, an der seit dem Ende des 2. Jahrhunderts die römische Gemeinde und in der Folgezeit zahllose Pilger den heiligen Petrus verehrt haben, war nicht nur ein wissenschaftliches, sondern auch ein religiöses Erlebnis. Ich konnte noch mehrere Male und viele Stunden in den Ausgrabungen verbringen und mir die topographischen Besonderheiten im Grabhof P und an der Roten Mauer so genau einprägen, daß mich manche auf Ortskenntnis beruhenden abwegigen wissenschaftlichen Hypothesen zum Petrusgrab nicht mehr zu irritieren vermochten. Beeindruckt hat mich auch die erste Begegnung mit dem Apsismosaik in der schon erwähnten Kirche der heiligen Pudenziana. Die Darstellung hat sich meinem Gedächtnis tief eingepreßt und nicht mehr losgelassen, so daß ich mich noch in meiner Antrittsvorlesung anlässlich der Habilitation mit der Interpretation seiner vielschichtigen Bildaussage beschäftigt habe²⁸.

In Rom muß man zu Fuß gehen – wie anders will man die Dimensionen einzelner Monumente begreifen, wie z. B. der Diokletiansthermen? Wenn man die Museumssäle durchschritten, den Klosterkreuzgang, S. Maria degli Angeli, das Planetarium und die Kirche S. Bernardo – fast schon an der Via Barberini – besucht hat, ist man erschöpft und es braucht einige Zeit, ehe man zu begreifen beginnt, daß alle diese für einen Fußgänger nicht ohne Ermüdung zu bewälti-

²⁶ G. MATTHIAE, S. Cecilia (= Le Chiese di Roma illustrate 113) (Roma 1970) 5–10; R. U. MONTINI, Santa Pudenziana (= ebd. 50) (Roma o. J.) 5–13.

²⁷ A. FERRUA, Le pitture della nuova catacomba di Via Latina (Città del Vaticano 1960) 9–14.

²⁸ E. DASSMANN, Das Apsismosaik von S. Pudenziana. Philosophische, imperiale und theologische Aspekte in einem Christusbild am Beginn des 5. Jahrhunderts in: RQ 65 (1970) 67–81. Das Mosaik hat weiterhin viel wissenschaftliches Interesse gefunden; vgl. St. HEID, Kreuz – Jerusalem – Kosmos. Aspekte frühchristlicher Staurologie (= JAC Erg.- Bd. 31) (Münster 2001) 176–88.

genden Sehenswürdigkeiten zu einem einzigen riesigen Bäderkomplex gehören, der zeigt, welches Ausmaß der Anspruch an zivilisatorischen Luxus und kaiserliche Selbstdarstellung in der Spätantike erreicht hat. Wenn man davon ausgeht, daß seit Caracalla jeder römische Kaiser, der seine Bedeutung durch einen Thermenbau unterstreichen wollte, seinen Vorgänger übertreffen mußte, durchstreift man ein wenig ratlos den Quirinalshügel, um Anhaltspunkte dafür zu finden, was Konstantin der Große auf diesem Areal wohl an Bäderluxus gebaut haben mag.

Erinnere ich mich an Orte, die mir unvergeßlich geblieben sind, gehören dazu die Vatikanischen Museen wegen der heute unvorstellbaren Möglichkeiten, ihre unvergleichlichen Schätze zu besichtigen. In den Wintermonaten wurde an einem bestimmten Tag im Monat nicht nur kostenloser Eintritt gewährt, sondern man konnte auch – kaum gestört durch ein paar lebhaft umhertollende Schulklassen – ohne jeden Zeitdruck vor den einzelnen Kunstwerken verweilen. In der Abteilung des Museo Pio Cristiano habe ich stundenlang den berühmten Jonassarkophag 119, den Brüdersarkophag, den Passionsarkophag 171 und alle die anderen Kostbarkeiten studieren können²⁹. Heute braucht man besondere Empfehlungen, um nach dem Plazet verschiedener Zuständigkeiten und mehreren Kontrollen in Begleitung eines eigens bestellten Bewachers wenigstens einen kurzen Blick auf die Exponate werfen zu können. Ich maße mir nicht an, die inzwischen gewiß notwendig gewordenen Regelungen zu kritisieren³⁰, ich denke nur mit Wehmut an diese intensiven Stunden in den Museen zurück, die wohl unwiederbringlich der Vergangenheit angehören – genauso wie die Möglichkeit, ungestört in der Sixtina betrachtend oder sogar betend verweilen zu können.

Die für mich wichtigsten Orte Roms waren natürlich die Katakomben, denn ihr Bildschmuck war zusammen mit dem der Sarkophage die ikonographische Grundlage meiner Habilitationsschrift. Da ich mich schwerpunktmäßig auf die vorkonstantinische Zeit beschränken wollte, machten mir zwei Probleme zu schaffen: die Datierung der Katakombenmalereien und der ikonographische Kontext der verschiedenen Bildmotive. Während die Chronologie der Sarkophagskulptur als einigermaßen gesichert galt, bestand für die Malerei bei den frühchristlichen Ikonographen nur Einverständnis darüber, daß Wilperts Frühdatierungen unzutreffend seien. Wann aber die Malereien z.B. der Cappella Greca in S. Priscilla, in den Sakramentskapellen von S. Callisto oder die frühesten Regionen in Domitilla und SS. Pietro e Marcellino zeitlich anzusetzen seien, wurde heftig diskutiert – besonders ausgiebig auf dem VII. Internationalen Kongreß für Christliche Archäologie 1965 in Trier. Die beiden kontroversen, dennoch wegweisenden Referate von Johannes Kollwitz und Lucien de Bruyne auf dem Kongreß kamen für mich zur rechten Zeit³¹. Wie überhaupt die Begegnung

²⁹ F. W. DEICHMANN (Hrsg.), *Repertorium der christlich-antiken Sarkophage 1* (Wiesbaden 1967) 30–49.

³⁰ Seit kurzem ist das Museo Pio Cristiano zu den allgemeinen Öffnungszeiten der Vatikanischen Museen wieder frei zugänglich.

³¹ Die ausgearbeiteten Referate in den Akten erreichen monographische Ausmaße; vgl.

mit den damaligen führenden Christlichen Archäologen – neben den schon erwähnten Referenten wären noch Klauser, Krautheimer, Marrou und Ward-Perkins zu nennen – auf einen jungen Wissenschaftler einen nicht geringen Eindruck gemacht hat. De Bruynes Auseinandersetzung mit den Datierungsvorschlägen seiner Kollegen bzw. Kontrahenten habe ich in seinen Vorlesungen im Päpstlichen Archäologischen Institut verfolgen können.

Alle Datierungsbemühungen litten darunter, daß sie nahezu ausschließlich auf der Basis von Stilvergleichen vorgenommen werden mußten, weil eine zuverlässige Kenntnis der topographischen Entwicklung der Katakomben und der Aufeinanderfolge der einzelnen Regionen noch sehr unvollständig war. Was die Beobachtung der Malstile für die Datierung zu leisten vermochte, hatte F. Wirth aufgewiesen, welche Orientierung darüber hinaus die Baugeschichte liefern konnte, ließ sich P. Stygers manchmal recht zugespitzt formulierten Beiträgen entnehmen. Aber allseits abgesicherte und verwendbare Ergebnisse brachten doch erst die im Anschluß an den Trierer Kongreß weitergehenden Untersuchungen³².

Eine zweite Schwierigkeit bereitete die Erfassung des ikonographischen Kontextes, in dem die einzelnen Bildmotive in den Katakomben auftauchen. Er schien mir für das Verständnis der Bilder wichtig zu sein, weil die Einbindung nicht nur der sogenannten neutralen Motive (wie Hirt oder Orante), sondern auch biblischer Szenen in ein größeres Bildprogramm ein Licht auf die Bildausage zu werfen versprach. Mußte man nicht davon ausgehen, daß z. B. die ungewöhnliche Kombination von Hirt und Lazaruserweckung in der Katakombe an der Via Anapo auf den Sinngehalt des Hirtenbildes abgefärbt hatte?³³ Und erhielt nicht der sepulkrale Symbolgehalt der Jonasszenen mit Meerwurf, Ausspeieung und Ruhe, die zunächst eine maritime Szenerie vergegenwärtigten und an die Errettung des Endymion erinnerten, durch eine vierte Szene mit dem sogenannten *Ionas irritatus*, des betrübt unter der verdorrten Staude sitzenden Propheten, eine bibelnähere und konkretere christliche Aussage³⁴?

Daß die frühchristlichen Bilder keine dogmatischen Lehrsätze illustrieren, vielmehr am Grabe die Hoffnung auf Rettung aus der Todesnot vergegenwärtigen sollten, war schon damals allgemeine Meinung der Christlichen Archäologen. Aber ob einzelne Bilder oder Motivkompositionen, mit denen frühchristliche Familien oder Gemeinden die Grüfte ihrer verstorbenen Angehörigen schmücken ließen, die generelle Rettungssymbolik des Bildschmucks nicht mit

J. KOLLWITZ, Die Malerei der Konstantinischen Zeit, in: Akten des VII. Internationalen Kongresses für Christliche Archäologie, Trier 5.–11. September 1965 (= Studi di Antichità Cristiana 27) (Città del Vaticano/Berlin 1969) 29–158; Taf. 1–67; L. DE BRUYNE, La peinture cimiteriale constantinienne, ebd. 158–214; Taf. 68–110.

³² F. WIRTH, Römische Wandmalerei vom Untergang Pompejis bis ans Ende des dritten Jahrhunderts (Berlin 1934); P. STYGER, Die Römischen Katakomben (Berlin 1933); Überblick bei N. ZIMMERMANN, Werkstattgruppen römischer Katakombenmalerei (= JAC Erg.- Bd. 35 (Münster 2002) 21–8.

³³ DASSMANN (Anm. 21) Taf. 29.

³⁴ Ebd. 385–97; bes. 387f.

präziseren Glaubensvorstellungen über die Wirkungen der Taufe, der Buße oder auch der Fürbitte des heiligen Petrus und der Märtyrer verbanden, schien eine Frage wert zu sein. Doch um Schwerpunkte, Vorlieben oder Entwicklungen bei Bildzusammenstellungen erkennen zu können, mußte man den ikonographischen Kontext der einzelnen Bildmotive erst einmal kennen. Und das bereitete damals – im Gegensatz zum ikonographischen Programm der Sarkophage – bei der Katakombenkunst nicht geringe Schwierigkeiten.

Es gab nur wenige Vorlagen; für die Sakramentskapellen von S. Callisto hatte De Rossi Skizzen geliefert³⁵; für Kammern und Arkosolgräber in anderen Katakomben ließen sich Bosios Stichen wertvolle Informationen entnehmen³⁶; auch aus Wilperts Katakombenbänden konnten Bildprogramme erschlossen werden. Aber es blieben Lücken und Unsicherheiten. Dokumentationen mit fotografischer Erfassung und in Skizzen festgehaltener Abwicklung des Bildprogramms ganzer Kammern und anderer Ensembles, wie sie heute für SS. Pietro e Marcellino, die Katakombe an der Via Anapo und Comodilla in vorbildlicher Form vorliegen³⁷, waren damals noch ein Wunschtraum. So blieb nur die Möglichkeit, bei Katakombenbesuchen, mit Taschenlampe und Notizblock bewehrt, in aller Eile Skizzen anzufertigen und die Platzierung der einzelnen Bilder festzuhalten. Die mühsame und zeitraubende Arbeit hatte den Nebeneffekt, daß sie mir Zeit meines Lebens eine Vertrautheit mit dem Programm der Katakombenmalerei verschaffte, das in Vorlesungen und Vorträgen abrufbar war und nicht erst nachgeblättert werden mußte.

IV.

Die Jahre in Rom haben mir eine so auf keine andere Weise zu erwerbende Denkmälerkenntnis geschenkt, die sich nicht nur auf die Stadt beschränkte, sondern dank der mobilen Möglichkeiten und der Freiheit von festgelegten Studienzwängen auch die wichtigsten Sehenswürdigkeiten zwischen Neapel und Florenz umfaßte. Prof. Hubert Jedin³⁸, der mich häufiger abends auf meinem Zimmer besuchte und mit dem Rauch seiner sagenumwobenen schwarzen Toscani alle Mücken vertrieb, meinte einmal, wir Stipendiaten besuchten in einem einzigen Jahr mehr Sehenswürdigkeiten, als er mit seinen beschränkten Mitteln in den Jahrzehnten seines römischen Aufenthalts habe anschauen können.

³⁵ G. B. DE ROSSI, *Roma sotterranea* 2 (Roma 1867); Tav. d'agg. C/D; vgl. TH. KLAUSER, Studien zur Entstehungsgeschichte der christlichen Kunst IV, in: JAC 4 (1961) 131.

³⁶ A. BOSIO, *Roma sotterranea* (Roma 1632; ³1710, Nachdruck Rom 1998).

³⁷ J. G. DECKERS – H. R. SEELIGER – G. MIETKE, Die Katakombe „Santi Marcellino e Pietro“. Repertorium der Malereien (= *Roma Sotterranea Cristiana* 6) (Città del Vaticano/ Münster 1987); J. G. DECKERS – G. MIETKE – A. WEILAND, Die Katakombe „Anonima di via Anapo“. Repertorium der Malereien (= ebd. 9) (1991); DIES., Die Katakombe „Comodilla“. Repertorium der Malereien (= ebd. 10) (1994).

³⁸ K. REPGEN, Jedin, in: LThK 5 (³1996) 764 f.

Ebenso wertvoll wie die Besichtigungen waren die menschlichen Begegnungen, die nicht zuletzt durch das Konzil ausgeweitet und vertieft wurden. Maßgebliche Bischöfe, Konzilstheologen, Botschaftsvertreter und Journalisten blieben nicht nur Namen, sondern wurden zu leibhaftigen Menschen, mit denen persönlicher Kontakt möglich war. Da der für die Besuchertesserae deutscher Pilger zuständige Limburger Bischof Wilhelm Kempf im Priesterkolleg wohnte, war es nicht schwer, eine Besuchserlaubnis für die Generalkongregationen im Petersdom zu bekommen. Der Eindruck bei der ersten Teilnahme war überwältigend. Vor der *Confessio* im Petersdom saßen zwölf Kardinäle als Konzilspräsidenten, etwas tiefer die vier Moderatoren – unter ihnen Kardinal Döpfner –, die die Diskussionen zu leiten hatten. Auf ansteigenden Tribünen rechts und links im Hauptschiff der Basilika waren an diesem Tag 2007 Konzilsväter versammelt. Unter den Rednern des Tages befand sich der damalige Weihbischof und spätere Bischof Heinrich Tenhumberg aus Münster, dem ich als Münsteraner Diözesan besonders aufmerksam zuhörte. Insgesamt machte die Versammlung einen sehr konzentrierten und auch frommen Eindruck. Es gibt in der ganzen Welt schwerlich ein Parlament von einem solchen geistigen Niveau – ging es mir durch den Kopf.

Auch wenn wir gewöhnlichen Hausbewohner uns auf unsere Studien zu konzentrieren hatten und versuchen mußten, uns vom Konzilsbetrieb möglichst wenig ablenken zu lassen, übertrugen sich doch atmosphärische Schwingungen aus der benachbarten Konzilsaula in unser Haus. Gegen Ende der 3. Sitzungsperiode machte sich unter den Bischöfen neben einer gewissen Erschöpfung auch Erleichterung bemerkbar; die schwierige Zeit nach dem Tod Johannes XXIII. und die Wiedereröffnung des Konzils durch Paul VI. waren besser gelaufen als befürchtet. Gewiß eine zutreffende Einschätzung, konnten doch in der Abschlusssitzung der 3. Sitzungsperiode am 21. 11. 1964 eines der maßgeblichen Konzilsdokumente, die dogmatische Konstitution über die Kirche *Lumen gentium*, sowie die Dekrete über die Ostkirchen und den Ökumenismus feierlich verkündet werden.

Das Konzil hatte noch andere Auswirkungen auf die Hauskommunität. An einem Sonntag im November 1964 hatte Bischof Josef Höffner alle Münsteraner zu einem Ausflug eingeladen. Der Tag begann mit einer Meßfeier im Generalat der Schwestern unserer Lieben Frau, in dem die Münsteraner Bischöfe wohnten. Die Schwestern hatten einen großen Tisch bereitet, an dem der Bischof mit seinen Weihbischöfen und den anderen Priestern aus seiner Diözese – ungefähr fünfzehn Personen insgesamt – die heilige Messe in der Form einer Konzelebration feierte. Sie war durch die am Ende der 2. Konzilsperiode veröffentlichte Liturgiekonstitution möglich geworden. Die Eucharistiefeier war ein Erlebnis und eine Entlastung gegenüber dem römischen Zelebrationsbetrieb, der mir anfangs viel Mühe gemacht hatte. In den ersten Monaten meines Aufenthaltes im Kolleg häuften sich noch jeden Morgen die Privatmessen, die von einem einzigen Meßdiener betreut wurden. Antonio – so hieß er – respondierte beim Staffegebete und betete anschließend alle anderen Antworten, die bis zum Kanon anfielen, ohne Punkt und Komma herunter. Dann ging er zum nächsten Altar

und machte es ebenso. Um dieser Fließbandliturgie zu entgehen, hatte ich im Wechsel mit einem Mitbruder die Frühmesse bei den Schwestern übernommen; mit der Erlaubnis der neuen Meßordnung setzte sich auch im Kolleg – nicht ohne heftige Debatten und wütende Proteste einiger Prälaten – die Konzelebration durch.

Die prunkvolle, von höfischem Zeremoniell geprägte große römische Liturgie war für mich insgesamt gewöhnungsbedürftig. Lebhaft erinnere ich mich an das Weihnachtsfest 1964. Am Heiligabend bin ich nach S. Maria Maggiore gegangen, um an der Weihnachtsmatutin teilzunehmen. Um Mitternacht begann die Eucharistiefeier, zelebriert vom Titularkardinal zusammen mit den übrigen Bischöfen und Kanonikern der Basilika. Zum Gloria wurde die Krippe aus dem Stall von Bethlehem enthüllt, die Kaiserin Helena nach Rom gebracht hatte. Der Historiker in mir hatte einige Zweifel, aber auf sie kam es nicht an. Daß hier in der ältesten Marienkirche der Welt seit 1600 Jahren das Ereignis der Menschwerdung des Gottessohnes gefeiert wird, wog schwerer. Die Liturgie war sehr aufwendig. Viele Kleriker und Zeremoniare liefen unermüdlich hin und her. Die Besucher waren an der Liturgie nicht aktiv beteiligt; dafür gab es viel zu sehen – nicht zuletzt die herrlichen Mosaiken des Triumphbogens, die in dieser Nacht so hell erleuchtet waren wie selten sonst.

Gegen ein Uhr nachts habe ich mich dann zur Kirche Ara Coeli aufgemacht, wo gerade die Prozession mit dem Bambino Gesu begann, das von der Stadtbevölkerung innig verehrt wird. Die Kirche war überfüllt, eine geordnete Prozession unmöglich; die Leute drängten, schoben und jubelten laut, als ein stämmiger Franziskaner den Hochaltar erklimmte und das Jesuskind oben in seinen Schrein plazierte. Alle fanden das Chaos wunderbar – und das war es wohl auch.

Um 11 Uhr sollte dann das Papsthochamt auf dem Petersplatz beginnen; es wurde aber wegen starken Regens in die Basilika verlegt. Da ich keine Eintrittskarte besaß, versuchte ich mit der Menge in die Kirche zu kommen. Alle vatikanischen Ordnungskräfte waren aufgeboten: Schweizergarde, Vatikanpolizisten und andere Ordner in aufwendigen Uniformen bewachten alle Eingänge. Durch einen kleinen Hintereingang über eine Treppe konnten die Leute schließlich einzeln in die Kirche drängeln. Dort ging das Dirigieren der Gottesdienstbesucher mit viel Geschiebe und barschen Worten weiter, bis alle Leute schließlich in die Seitenschiffe abgedrängt waren. Dann hörten die Anordnungen plötzlich auf und jeder konnte hingehen, wohin er wollte. Es war Platz genug. Ich habe mich schließlich auf einem rotbeplüschten Stuhl in der zweiten Reihe vor dem Papstalter niedergelassen. Die vielen erwarteten Bischöfe und Prälaten waren bei dem schlechten Wetter nicht gekommen. Der Papst las eine stille, lateinische Messe, sehr fromm und gesammelt. Störend waren erneut die Zeremoniare, wenn sie sich um das Kissen stritten, das dem Papst untergeschoben wird, wenn er beim Evangelium und sonstwann eine Kniebeuge machen muß. Wenn sich die Zeremoniare über das Kissen geeinigt hatten, war die Kniebeuge schon halb oder ganz vollzogen.

Die vom Konzil initiierte Neuordnung der Liturgie und etliche Maßnahmen von Paul VI. haben inzwischen viel unnützen Pomp abgeschafft und manche

Verzierung abgeschnitten. Wobei inzwischen schon wieder ein Sensorium dafür entstanden ist, daß Riten und Zeremonien notwendig sind, um dem unsichtbaren sakramentalen Geheimnis liturgische Sichtbarkeit zu verleihen und die persönliche Mitfeier zu unterstützen. Denn auch das habe ich als wertvolle Erfahrung aus Rom mitgebracht, daß man von Äußerlichkeiten nicht auf Mangel an innerer Beteiligung schließen darf und vom Augenschein nicht auf die innere Haltung der *plenis coloribus* auftretenden liturgischen Akteure.

V.

Die beiden Jahre im Priesterkolleg am Campo Santo Teutonico vergingen wie im Fluge und zunehmend schneller, je mehr sie sich dem Ende näherten. Die eigene Arbeit an der Habilitation wurde konzentrierter und intensiver, je deutlicher sich abzeichnete, welche Aufgaben noch zu erledigen waren. In den letzten Monaten wurde das Arbeiten erschwert durch den Lärm, den der Abriß von Gebäuden des Heiligen Offiziums und der Neubau der Audienzhalle direkt unter dem Fenster meines Zimmers verursachte. Die auch nicht leisen Geräusche, die bisher von der Via Gregorio Settimo herübergedrungen waren, wurden durch den Baulärm mühelos übertönt. Zum Glück konnte man ausweichen und in den im Neubau untergebrachten Räumen der Görres-Gesellschaft ungestört studieren.

Der Abschied von Rom ist mir schwergefallen, auch wenn er unvermeidlich war. Daß die beiden römischen Jahre mit einem Minimum an verpflichtenden Terminen, bei finanzieller Unabhängigkeit, freier Gestaltungsmöglichkeit der eigenen wissenschaftlichen Arbeit und einem nahezu unerschöpflichen Angebot an kulturellen, religiösen und künstlerischen Eindrücken nicht der Normalfall priesterlichen Lebens sein konnten, sondern eine unverdiente Ausnahme, war mir stets deutlich bewußt. So habe ich, als die sommerliche Hitze über die Stadt hereinbrach, den wissenschaftlichen Ertrag der römischen Zeit in Zettelkästen und Manuskripten zusammengefaßt, mitsamt den wenigen anderen Habseligkeiten in meinen Käfer gepackt und eines schönen Julimorgens 1966 frühzeitig Rom verlassen. Den Weg aus der Stadt zur Autostrada war mir von vielen Fahrten her wohlbekannt. An diesem Morgen habe ich mich völlig verfahren und erst nach Stunden die Ausfahrt gefunden. So leicht verläßt man Rom nicht, wenn man zwei Jahre in der Stadt weilen durfte. Geblieben ist neben allen Erkenntnissen, Erlebnissen und Erfahrungen die Dankbarkeit für diese römischen Jahre gegenüber allen, die sie ermöglicht haben.